

Laura
Dave

Ein
wunderbares
Jahr

GRATIS
Leseprobe

blanvalet



© Deborah Lopez

Laura Dave

hat bereits einige international erfolgreiche Romane veröffentlicht. Darüber hinaus schreibt sie für namhafte Zeitungen und Magazine, wie zum Beispiel *The New York Times*, *Oprah Magazine* und *Glamour*. *Cosmopolitan* kürte sie zur „witzigsten und furchtlosesten Erzählerin des Jahres“. Ein wunderbares Jahr ist Laura Daves Debüt in deutscher Sprache.

Sebastopol, Kalifornien, sechs Monate zuvor

Mein Vater liebte es, die wundervolle Geschichte zu erzählen, wie er meine Mutter kennengelernt hatte. Es war ein verschneiter Dezembermorgen, und mein Vater – zwei Becher Kaffee in den Händen und einen riesigen Stapel Zeitungen an die Brust gedrückt – hatte es eilig, in den gelben VW Käfer seines Mitarbeiters zu gelangen, der vor dem Lincoln Center in New York parkte. (Sein erster Wein, Block 14 – der einzige Wein seines allerersten Jahrgangs –, war im *Wall Street Journal* erwähnt worden.) Und wegen der Aufregung über den Artikel und wegen des dampfend heißen Kaffees bemerkte Daniel Bradley Ford nicht, dass zwei gelbe Käfer vor dem Lincoln Center parkten und dass es nicht sein für die Ostküste zuständiger Vertreter war, der sich fröstelnd in den Fahrersitz des gelben Käfers kuschelte, sondern seine zukünftige Frau – Jenny.

Er hatte sich in den falschen Wagen gezwängt, um darin auf die hinreißendste Frau zu treffen, die er je gesehen hatte. Sie trug blaue Fäustlinge und eine passende Baskenmütze, unter der sich lange blonde Locken bis über die Schultern ergossen. Ein großes Cello nahm die gesamte Rückbank ein.

Die Legende besagt – und so wie ich meine Eltern

kenne, bin ich geneigt, ihnen zu glauben –, dass meine Mutter nicht aufschrie. Sie fragte auch nicht, wer mein Vater war oder was er in ihrem Auto zu suchen hatte. Sie schenkte ihm lediglich eines ihrer magischen Lächeln und sagte: „Ich habe mich schon gewundert, wo du so lange bleibst.“ Dann streckte sie ihre Hand nach einem der Kaffeebecher aus, den er ihr in seiner Verblüffung reichte.

Synchronisation, sagte mein Vater dann immer. Das war eines seiner Lieblingsworte. Synchronisation: die zeitliche Übereinstimmung von Ereignissen, die es brauchte, um sie in völliger Harmonie zusammenwirken zu lassen. Ein Dirigent, dem es gelingt, sein Orchester im Einklang zu halten. Das Zusammentreffen einer Lichtreflexion und der richtigen Belichtungszeit, welches eine perfekte Fotografie hervorbringt. Zwei gelbe VW Käfer, die zur selben Zeit vor dem Lincoln Center parken – und in einem davon sitzt die Liebe deines Lebens.

Das ist keinesfalls mit Schicksal zu verwechseln, würde mein Vater hinzufügen, Schicksal hat nichts mit Handlung zu tun. Doch bei Synchronisation geht es vor allem um Handlung. Alle Systeme sind höchst aktiv, die verschiedenen Teile so gut wie oder ganz und gar in Bereitschaft.

Dies war auch der Grundsatz, nach dem mein Vater seine Arbeit in Angriff nahm: vorrangig als

Wissenschaftler, dann erst als Winzer. Er war einer der ersten biodynamischen Weinbauern Amerikas gewesen, selbstverständlich auf seine ganz eigene Art. Er war der Meinung, dass nicht nur die Trauben selbst, sondern auch die ökologischen, sozialen und ökonomischen Systeme in ihrer Gesamtheit synchronisiert werden mussten, um sie zum Wachsen und Gedeihen zu bringen. Es anders anzugehen, so sagte mein Vater, war nichts als Faulheit.

Ich selbst hatte Schwierigkeiten, zu erkennen, welche Rolle Synchronisation in meinem eigenen Dasein spielte – oder hätte spielen sollen. Zumindest bis sie daherkam und mein Leben der seligen Unwissenheit und des sturen Optimismus zerstörte – und das auf eine Art und Weise, die ich nicht ignorieren konnte, außer indem ich davonrannte.

Also tat ich genau das an jenem schicksalhaften Freitag. Ich rannte davon.

Mit nichts als meinem Kleid am Leib und einem hastig gepackten Koffer fuhr ich vom sonnigen Süden Kaliforniens, der vierzehn Jahre lang mein Zuhause gewesen war, in das kleine Städtchen in Nordkalifornien, am Rande des Russian River Valley – meine Heimat all die Jahre davor.

Neun Stunden, fünf Raststätten, zwei schreckliche Kaffee-Milchshake-Plörren (eine mit Vanille-, eine mit

Erdbeergeschmack) und eine Packung Schoko-Karamell-Bonbons später erreichte ich Sonoma County. Erst als ich das vertraute Ortsschild mit der Aufschrift Sebastopol passierte, erhaschte ich im Rückspiegel einen Blick auf mein Bild. Das Haar löste sich aus dem Knoten, die Augen blickten zutiefst verstört – und ich wurde das Gefühl nicht los, dass ich dabei war, geradewegs in die nächste Vollkatastrophe hineinzuschlittern.

Also wendete ich, um die neun Stunden nach Los Angeles zurückzufahren.

Doch es wurde bereits spät, ich hatte bis auf die Bonbons nichts gegessen, es fing an wie aus Kübeln zu schütten, und ich war so müde, dass ich kaum noch klar denken konnte. Also nahm ich die Ausfahrt nach Santa Rosa. Ich wusste, wo ich hinfuhr, noch bevor ich es mir eingestehen konnte.

Die Brothers' Tavern war so etwas wie eine Institution in Sonoma County. Die ursprünglichen Besitzer – zwei Brüder – hatten das Lokal vor siebenundsiebzig Jahren mit dem hehren Plan eröffnet, der Laden in Sonoma zu sein, der am längsten aufhatte und das beste Bier servierte. Die nachfolgenden Besitzer waren bei diesem Plan geblieben, wobei sie die Bar und die Küche auf ein höheres Niveau brachten und ihr preisgekröntes Bier vor Ort brauten.

Die heutigen Besitzer der Brothers' Tavern waren selbstverständlich meine Brüder, Finn und Bobby Ford.

Und sobald ich reinkäme, wäre die Bombe geplatzt. Sie würden mir an der Nasenspitze ansehen, was los war.

Doch als ich die Bar betrat, stand nur Finn hinter der Theke, ohne Bobby. Eigentlich schmiss Bobby am Wochenende den Laden, das war das erste Anzeichen. Meinen Vater nicht auf seinem Barhocker an der Ecke sitzen zu sehen, war das zweite. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Freitagabend vorbeizuschauen. Die einzig wahre Art und Weise, das Wochenende einzuläuten, pflegte er zu sagen, war es, sich ein Gläschen mit seinen Jungs zu genehmigen. Mein Herz wurde vor Enttäuschung ganz eng, als mir klar wurde, dass dies der eigentliche Grund war, warum ich hergekommen war, trotz der unweigerlichen Konsequenzen. Damit mein Vater ein Gläschen mit seinem Mädchen trank, Bombe hin oder her.

Doch heute war nur Finn da und starrte mich an, als würde er mich nicht wiedererkennen. Und für einen Moment fragte ich mich, ob dem so war. Mit meinem wirren Haar, das sich aus dem Dutt löste, und meinem gekünstelten, gezwungenen Lächeln. Ich rechnete es ihm hoch an, dass er mein Auftauchen nicht lautstark kommentierte. Ich ging an den anderen Gästen vorbei, die mich anstarrten, und steuerte den Barhocker am anderen Ende der Theke an – in der Nähe des Kamins –, den Stamplatz meines Vaters. Ich setzte

mich, während Finn das pseudo-unauffällige Glotzen mit ein paar strengen Seitenblicken unterband. So war Finn, ganz der große Bruder, allzeit bereit, mich zu beschützen, selbst wenn er noch nicht einmal wusste, wovon.

Er schenkte mir ein breites Lächeln. „Was machst du denn hier?“

„Ich hab eine kleine Spritztour gemacht.“

„Eine Neun-Stunden-Spritztour?“, sagte er.

Ich zuckte mit den Schultern. "Es ist eben mit mir durchgegangen.“

„Offensichtlich.“ Er hielt inne. „Kein Strafzettel?“

„Nein Finn, kein Strafzettel“, antwortete ich. Ich wusste, dass er mich für eine furchtbare FahrerIn hielt, eine, die es schafft, sich einen Strafzettel einzufangen, während ihr gerade der Sprit ausgeht. Obwohl das nur ein einziges Mal passiert war.

„Da bin ich aber froh“, sagte er aufrichtig. Dann nickte er bedächtig, während er mich betrachtete und wohl überlegte, wie tief er nachbohren durfte.

Finn war mein Lieblingsbruder. Meine beiden Brüder waren mir lieb und teuer, aber Finn war in meinen Augen etwas ganz Besonderes, auch wenn ich mit dieser Meinung alleine dastand. Bob war auf eine offensichtlichere Art beeindruckend: Kapitän der High-school-Footballmannschaft, eine Legende im Ort, erfolgreicher Risikokapitalgeber mit einem erfüllten

Privatleben in San Francisco – wundervolles Stadthaus, wundervolle Autos, wundervolle Familie. Bob hatte die Bar als eine Art Hobby gekauft – und um Finn eine Aufgabe zu geben. Finn machte sich nicht viel aus Karriere. Er arbeitete in der Bar, damit er umsonst trinken und seinen sonstigen Lebensunterhalt weiterhin mit dem Fotografieren verdienen konnte, was so viel hieß, dass er fast nie Geld dafür sah. Finn war ein toller Fotograf, aber er konnte offenbar nur arbeiten, wenn es ihn überkam. In dieser Hinsicht glich er ein wenig meinem Vater, der an einer Art Reinheitsgebot festhielt, das nur er verstand.

„Hab ich Dad verpasst?“

„Er war heute Abend nicht hier.“ Finn zuckte mit den Schultern, wie um zu sagen: Frag mich nicht, warum. „Wir können ihn anrufen. Wenn er weiß, dass du da bist, kommt er bestimmt.“

Ich schüttelte den Kopf und hielt meine Lider gesenkt, aus Angst, Finns Blick zu begegnen. Finn glich meinem Vater unglaublich. Beide hatten diese dunklen Augen und das dazu passende dunkle, volle Haar. Sie waren attraktive amerikanische Jungs wie aus dem Bilderbuch. Der einzige augenfällige Unterschied bestand darin, dass Finn seine wilde Mähne gerne unter einer umgekehrten Baseball-Cap versteckte, üblicherweise eine von den Chargers, so wie auch an diesem Abend. Deshalb war es so schwer, ihm zu sagen, was

los war, ohne das Gefühl zu haben, gleichzeitig meinen Vater zu enttäuschen. Finn räusperte sich. „Mom und Dad wissen also nicht, dass du hier bist?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, und ich wäre dir dankbar, wenn du es ihnen vorerst nicht sagen würdest. Du weißt schon, wegen der Umstände. Es war ja ganz offensichtlich nicht geplant.“

„Offensichtlich.“ Er hielt inne, als wolle er noch etwas hinzufügen, überlegte es sich dann jedoch anders. „Sie werden sich freuen, dich zu sehen“, sagte er schließlich. „Dass du da bist. Egal aus welchem Grund. Wir hatten nicht damit gerechnet, dass du zur Ernte nach Hause kommst, weißt du?“

Die Ernte. Die Traubenlese. Für meinen Vater die fünf wichtigsten Wochen des Jahres. In meiner Not war ich an genau jenem Wochenende angekommen, das ihm heilig war – das letzte Wochenende der Traubenlese. Jedes Jahr kam ich zu dieser Zeit heim. Wir alle. Wir kehrten zurück in unser Elternhaus: Meine Brüder schliefen in ihren alten Jugendzimmern und ich in meinem. Unsere jeweiligen Ehe- und Lebenspartner und Kinder bevölkerten den Rest des Hauses. Wir halfen meinem Vater gemeinsam dabei, die letzten Rebstöcke abzuernten, kosteten die ersten Schlucke Wein und blieben zum Weinlesefest. Doch dieses Jahr hätte es anders ablaufen sollen. Es gab eine ganze Reihe von Gründen, warum ich eigentlich nicht hätte dabei sein sollen.

Finn merkte, dass er das falsche Thema angeschnitten hatte, und trat von einem Fuß auf den anderen. „Was möchtest du trinken?“, fragte er schnell.

Ich machte eine ausholende Bewegung zur Bar hinter ihm. Der Bourbon, der Scotch und der Whiskey waren sehr verlockend.

Finn grinste und schenkte mir ein Glas Bourbon ein – und ein Glas Rotwein. „Das ist, was du denkst, das du willst“, er zeigte auf den Bourbon. „Und von dem hier“, er schob mir den Wein hin, „wirst du garantiert mehr als zwei Schlucke nehmen.“

„Danke“, sagte ich.

„Ist mir ein Vergnügen.“

Ich nippte am Bourbon – und wandte mich augenblicklich dem Wein zu. Finn stellte die Flasche auf den Tresen, damit ich sehen konnte, was er mir eingeschenkt hatte. Es war ein dunkler und kraftvoller Pinot Noir, The Last Straw Vineyard, B-Minor, Jahrgang 2003. Ein Wein vom Gut unseres Vaters und mein und Bobbys Lieblingswein, eine Sache immerhin, die wir gemeinsam hatten.

„Ein guter Tropfen“, sagte ich. „Du solltest die Flasche zurückstellen und etwas davon für Bobby aufheben.“

Finn nickte knapp, als gäbe es da etwas, das er nicht sagen konnte. Dann entspannte er sich wieder. „Hast du Hunger?“, fragte er. „Ich könnte dir noch was zu essen besorgen.“

„Hat die Küche nicht schon zu?“

Finn lehnte sich über die Theke. „Nicht für dich“, erwiderte er.

Er hätte mir nichts Netteres sagen können, und ich schenkte ihm ein Lächeln, um ihm zu zeigen, wie sehr ich das zu schätzen wusste. Dann wandte er sich zur Küche um und nahm im Gehen noch einen Schluck von meinem Bourbon.

Ich setzte mich aufrecht auf meinem Barhocker hin und ignorierte die Blicke, die sich nun, da Finn uns den Rücken zugekehrt hatte, wieder auf mich richteten.

Doch Finn drehte sich noch einmal kurz um. „Hey, Georgia ...“, begann er.

„Ja?“

„Du weißt aber schon, dass du noch dein Hochzeitskleid anhast, oder?“

Ich blickte hinunter auf die wallende Spitze, die von der 800 Kilometer langen Fahrt und meinem Sprint über den Parkplatz der Brothers' Tavern verdreckt war. Und von etwas, das leider Gottes aussah, wie ein verirrtes Schoko-Karamell-Bonbon.

Ich berührte den weichen Stoff. „Doch, das weiß ich.“

Er nickte und wandte sich wieder Richtung Küche. „Alles klar“, sagte er, „das gegrillte Käsesandwich kommt sofort.“

Der letzte Tropfen

Synchronisation: Systeme, deren sämtliche Teile in zeitlicher Übereinstimmung ablaufen, bezeichnet man als synchron. Die Wechselbeziehung von Dingen, die normalerweise separat voneinander existieren könnten.

In der Physik Simultanität genannt.

In der Musik: Rhythmus.

Im wahren Leben: Endloskatastrophe.

Es war nach Mitternacht, als ich todmüde die Auffahrt zum Haus meiner Eltern erreichte. Ich bereute sofort, Finns Angebot ausgeschlagen zu haben, bei ihm in Healdsburg zu übernachten, um mich erst am nächsten Morgen meinen Eltern zu stellen. In etwas angemessenerer Aufmachung. Doch nach jenem Tag wollte ich nur noch in das breite, weiche Bett, in dem ich meine ganze Jugend geschlafen hatte, samt der Flanellbettwäsche, den herzförmigen Kissen und allem Drum und Dran.

Als ich links in die Auffahrt einbog, passierte ich das kleine hölzerne Schild mit der handgeschnitzten Aufschrift THE LAST STRAW, EST. 1979. Die Weinberge erstreckten sich links und rechts des Weges, zwanzig Morgen Weinreben zu beiden Seiten des Wagens. Die Rebstöcke waren reich und üppig mit Trauben und Wildblumen geschmückt und bildeten ein weiches

Kissen für das reizende gelbe Landhaus meiner Eltern, das vor mir auf dem kleinen Hügel thronte.

Es war ein hübsches Haus, das mich mit seinen großen Fensterläden, den Blumen auf den Fenstersimsen und der leuchtend roten Tür mit einem tröstlichen Gefühl erfüllte. Auf der Rückseite zogen sich große Erkerfenster über die gesamte Länge und gaben den Blick auf die ursprünglichen zehn Morgen Land frei – und auf ein kleines Cottage ganz hinten auf dem Anwesen, das Winzerhaus, in dessen zwei Räumen mein Vater tagtäglich seiner Arbeit nachging.

Ich stellte den Motor ab und starrte aus dem Autofenster auf das Haus meiner Eltern. Außer in ihrem Schlafzimmer, war es in allen Räumen dunkel. Ich war verwundert, dass sie um diese Zeit noch wach waren, aber aller Wahrscheinlichkeit nach war es nur meine Mutter, die lesend im Bett lag. Sie würden mich nicht kommen hören.

Ich stieg aus dem Wagen und lief zur Eingangstür, wo ich den Ersatzschlüssel aus dem Blumentopf fischte. Leise schlüpfte ich hinein. Falls ich sie aufwecken sollte, falls sie mich hören sollten, dann jetzt. Die rote Tür quietschte nämlich beim Öffnen. Eine Lektion, die jedes Kind der Familie Ford hatte lernen müssen, als es zum ersten Mal versuchte, sich später als vereinbart ins Haus zu schleichen.

Doch ich schloss die Tür, und im Haus blieb es still.

Dann stand ich im Dunkeln und lächelte in mich hinein ob meines kleinen Sieges. Es war der erste ruhige Moment des Tages, und ich sog ihn in mich auf, eingehüllt von den vertrauten Düften: eine Mischung von Freesien und Zitronen – irgendein Reinigungsmittel, das meine Mutter benutzte – und dem Nachtjasmin vor den Fenstern, die sie stets offen ließ, um eine sanfte Brise hereinzulassen. Solch eine Brise gab es nirgends in Los Angeles, und das erfüllte mich mit dem beglückenden Gefühl, Los Angeles wäre Abertausende Meilen weit weg.

Ich ging in die Küche, ohne Licht anzuschalten, und fuhr mit den Fingern über die hölzerne Arbeitsfläche und den rustikalen Tisch, auf dem noch das Geschirr vom Abendessen stand – Teller, zwei Gläser und eine Weinflasche.

Ich beschloss, mich nützlich zu machen, und begann das Geschirr einzusammeln, als mein Blick durchs Fenster fiel. Dort stand es, direkt neben dem Whirlpool. Ein riesiges Zelt aus weißem Segeltuch. Es war das Zelt, unter dem ich in acht Tagen hätte heiraten sollen. Und nun, da es schon nach Mitternacht war, zählte man da nur noch sieben Tage? Los Angeles war plötzlich wieder sehr, sehr nahe. Wortwörtlich. Das Klingeln meines Handys zerriss die Dunkelheit. Ich drückte reflexartig auf Annehmen, ich wollte meine schlafenden Eltern nicht wecken und sie erst recht

nicht erschrecken.

„Leg nicht auf“, sagte er. Es war Ben. Seine Stimme durchs Telefon zu hören, erschütterte mich zutiefst.

„Dann hör auf, mich anzurufen.“

„Ich kann nicht.“

Ich liebte seine Art zu sprechen. Es war wie ein Eröffnungsplädoyer für seine gesamte Person: ruhig, ernsthaft, mit einem Wort – britisch. Ich hatte eine Schwäche für Akzente, die anderen Vorzüge zählte ich eigentlich nur zuerst auf, um meine Glaubwürdigkeit zu wahren. Wir hatten über einen Monat am Telefon miteinander gesprochen, bevor wir uns das erste Mal sahen. Ben war Architekt und lebte zu diesem Zeitpunkt in New York. Ich war Anwältin für Immobilienrecht, und meine Kanzlei arbeitete an einem seiner Projekte in Los Angeles, einem modernen Bürokomplex in der Innenstadt. So haben wir uns ineinander verliebt, am Telefon, indem wir uns über so unsexy Dinge wie Baugenehmigungen und Rechnungsstellungen unterhielten. Und später dann über alles, was wirklich wichtig war.

„Du musst mir erlauben, dass ich es dir erkläre, Georgia“, sagte er. „Ich behaupte nicht, dass es eine gute Erklärung gibt. Ich will nur sagen, dass es nicht das ist, was du denkst.“

„Danke, ich verzichte.“

„Das ist verrückt. Ich liebe dich. Du weißt, dass ich

dich liebe. Du hast nicht gesehen, was du denkst, das du gesehen hast. Ich habe nichts mit Michelle, schon bevor wir zusammengekommen sind, war da nichts mehr. Aber Maddie ...“

Ich legte auf.

Den Namen Maddie aus seinem Mund zu hören, fühlte sich zu real an. Sie hatte einen Namen. Zehn Stunden vor diesem Telefonat hatte sie noch nicht einmal existiert, und jetzt hatte sie schon einen Namen. Zehn Stunden vor diesem Telefonat war ich noch glücklich gewesen. Spät dran, aber glücklich. Ich war zwanzig Minuten zu spät zu meiner letzten Anprobe in Cecilia's Bridal Shop in Silver Lake gestürmt. Es war die Anprobe für mein Hochzeitskleid, das Cecilia höchstpersönlich in ihrem 50-Quadratmeter-Lädchen genäht hatte. Ein Kleid im Meerjungfrauenschnitt, aus hauchdünner weißer Chantilly-Spitze, gerafftem spanischem Tüll und mit seidenweichen Ärmeln.

Ich liebte dieses Kleid – wie der Stoff sich um meine Hüften schmiegte, wie er meine Schultern zerbrechlich und zart erscheinen ließ – und ich erwischte mich dabei, wie ich lächelte, als Cecilia (nachdem sie mir mein Zuspätkommen verziehen hatte) mich bat, in meinen Satin-Pumps über den Boden zu schweben und mich auf das kleine Podest zu stellen, wo sie sich um den Saum kümmern wollte.

Ich stolzierte zu dem Podest am Schaufenster und

warf mich in Pose. Jetzt die Hände in die Hüften, sagte Cecilia und erfreute sich an den begeisterten Blicken der Passanten draußen.

Dann sah ich meinen Verlobten die Straße herunterkommen.

Ben spazierte mit einer Frau die Straße entlang, die ich nicht kannte. Und sie war nicht irgendeine Frau. Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen hatte. Langes seidiges, rotes Haar und ein umwerfendes Lächeln. Eine Miniaturversion von ihr – rothaarig und winzig, etwa vier oder fünf Jahre alt – ging an ihrer Seite. Doch es war die Frau vor dem Schaufenster, die meinen Blick auf sich zog. Ich kannte sie von irgendwoher, doch ich würde noch eine Minute benötigen, um sie einzuordnen. Eigentlich würde Cecilia sie für mich einordnen. Für sie war mein Verlobter nur eine Randnotiz.

Und das war noch gar nicht das Schlimmste.

Das Schlimmste war, dass ich an das Schaufenster klopfte und es nicht schaffte, Bens Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Ich wartete aufgeregt, dass er sich umdrehte. Ich wollte sein Gesicht sehen – sein markantes Kinn und seine hohen Wangenknochen und das eine Grübchen in seiner Wange, das keinen Sinn ergab. Ich überlegte, dass es einen vernünftigen Grund geben musste, warum er mit dieser Frau unterwegs war. Wir hatten den Morgen zusammen im Bett verbracht, in

unserem gemeinsamen Heim, und hatten Pfirsichtoast gefrühstückt. Wir hatten gelacht, uns ausgezogen. In zwei Wochen würden wir heiraten. Wir waren verliebt bis über beide Ohren.

Aber Ben hörte mich nicht. Er spazierte weiter, Richtung Sunset Junction. Die Frau lief gut gelaunt an seiner Seite, ihr Mini-Ich neben ihr her. Die Frau lehnte sich an ihn, an meinen Verlobten, und legte ihre Hand auf seinen Rücken, als würde sie dorthin gehören. Und das riss mich aus meiner Starre. Ich raffte den ungesäumten Spitzenrock und stürzte, Cecilia im Schlepptau, los.

„Ben!“, rief ich seinen Namen.

Ben drehte sich um. So auch die Frau und das kleine Mädchen. Und dann begriff ich, woher ich sie kannte, die Frau, die die Hand ihrer Tochter hielt. Cecilia hinter mir nannte ihren Namen. Michelle Carter. Die berühmte britische Schauspielerin, die so viele amerikanische Zeitschriftencover zierte. Aus der Nähe sah sie blass aus und dünn wie ein Blatt.

Ben sah mich an. Die Frau sah mich an. Das Mädchen sah Ben an. „Dad ...“, sagte sie.

Hier muss ich innehalten.

Bei dem, was Maddie sagte.

Zu Ben.

Ich muss hier innehalten, bevor Cecilia sich vorbeugte und so viel Spitze an sich riss, wie sie nur

konnte, während mein Blick an dem kleinen Mädchen klebte, diesem wunderhübschen kleinen Mädchen, das mich verwundert ansah.

Die Leute blieben auf der Straße stehen, starrten Michelle Carter an und zeigten mit dem Finger auf sie.

Ben kam auf mich zu, die Panik stand ihm ins Gesicht geschrieben. Vier Worte kamen aus seinem Mund, aber nicht die Worte, die man vielleicht erwarten würde. Kein: Es tut mir leid. Kein: Es ist nicht wahr. Kein: Ich kann es erklären. Nur dieser eine Satz – als wäre es das Einzige, was er in diesem Moment sehen könnte. Und wenn dem so war, was war es schon wert?

„Du siehst wunderschön aus“, sagte er.

Wenn Sie weiterlesen möchten ...


*Laura
Dave
Ein
wunderbares
Jahr*

Deutsch von Ivana Marinovic

Roman. 352 Seiten.

ISBN 978-3-7341-0156-4

Ab 27.04.2015 überall, wo es Bücher gibt

 Auch als E-Book erhältlich
ISBN 978-3-641-11126-7

Alle Infos zum Buch und zur Autorin finden Sie hier:
www.blanvalet.de/dave

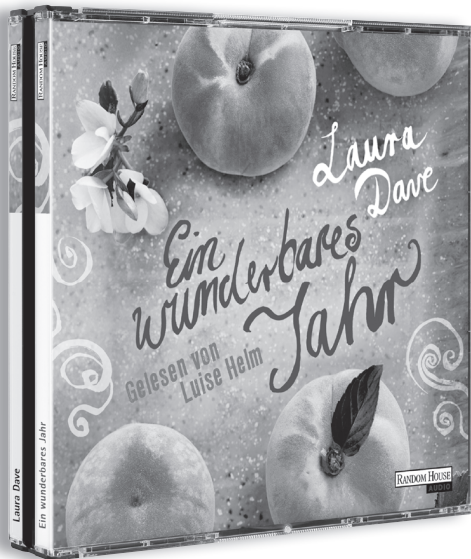
© der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: © Werbeagentur Minkmar, München
Umschlagmotiv: © www.buerosued.de unter Verwendung
von Motiven von Plainpicture/Elisabeth Cölfen

Besuchen Sie uns auch auf:
www.blanvalet-verlag.de
www.facebook.com/blanvalet
www.twitter.com/blanvaletverlag

Hörbuch- Verführung

Einfühlsam und unwiderstehlich –
mit Luise Helm, der deutschen Stimme
von Scarlett Johansson.



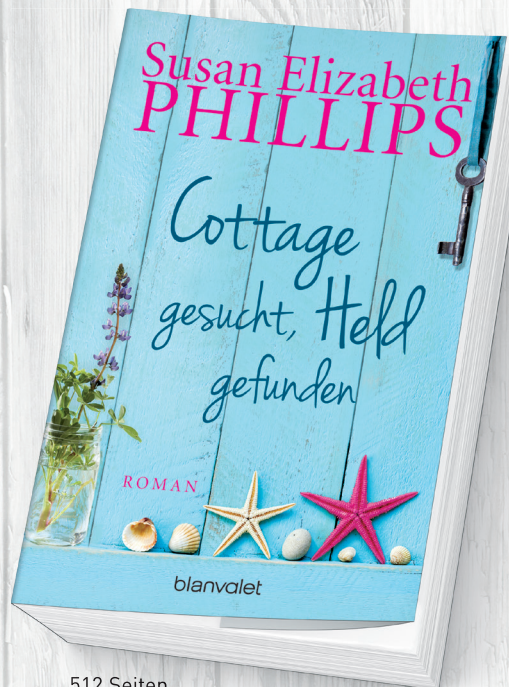
Gleich reinhören
über QR-Code oder unter
[randomhouseaudio.de/
wunderbaresjahr](http://randomhouseaudio.de/wunderbaresjahr)

Gekürzte Lesung
5 CDs 14,99 € [D]*
Download 9,95 € [D]*

*Unverbindliche Preisempfehlung

RANDOM HOUSE
AUDIO

Haben Sie eine Schwäche für Helden?





512 Seiten
ISBN 978-3-7341-0111-3
€ 9,99 [D] | € 10,30 [A] | CHF 14,90*

blanvalet



Sweet Home California



Georgia Ford steht kurz davor, den Mann ihrer Träume zu heiraten. Bis ihre Welt plötzlich zerbricht – ausgerechnet in dem Moment, als sie ihr Brautkleid anprobiert. Kurzenschlossen steigt Georgia in ihr Auto und fährt an den einen Ort, an dem sie sich geborgen fühlt: auf das Weingut ihrer Familie im Hinterland Kaliforniens. Doch dort schmieden Georgias Eltern abwegige Zukunftspläne, die ihren Weinberg bedrohen. Georgia muss um die heile Welt ihrer Kindheit kämpfen – und entdeckt dabei, dass sich das Glück manchmal dort versteckt, wo man es schon lange nicht mehr gesucht hat ...

